

## Thomas Vogt Beziehungs-Nichtung

Kongress der FLG 1.-3. Dezember 2023 „Gehöre ich dazu?“  
Gesellschaftliche und familiäre Bindungen heute

Ist es nicht beschämend, wenn wir auf die Äußerungen anderer nur noch so antworten, dass wir alles, was Unstimmigkeit oder Kritik hervorrufen könnte, unterlassen?

Stets finden wir wichtige Gründe, mit denen wir dieses Verhalten rechtfertigen. Meist aus Furcht, als jemand zu erscheinen, der die Harmonie oder Beziehung zum Anderen gefährden wollte oder sich nicht „WOKE zu erweisen. Vorstellungen, die nahelegen, dass „unpassende“ Bemerkungen bei Anderen als Bedrohung oder gar Vernichtung ihrer bestehenden Auffassung erlebt werden könnten, oder umgekehrt: Dass man wegen dieser Äußerung die Achtung der Anderen verlieren könnte oder gar ausgeschlossen würde. Wird man nicht gerade dadurch selbst gefestigt in der Gemeinschaft, weil man diese Zweifel aushält? Wird diese Auseinandersetzung sprachlich nicht ausgetragen, gerinnen Beziehungen zu einer geheuchelten, pseudoharmonischen Übereinstimmung. Werden aber gegenteilige Standpunkte benannt, könnte ein Zustand der gegenseitigen Achtung und Anerkennung, auch bei fortbestehenden Meinungsverschiedenheiten, entstehen.

Warum ist das manchmal so schwierig, diese Auseinandersetzung mit Worten zu wagen? Irgendwie wird man von einer ängstlichen Erregung befallen, als ob eine Vernichtung von narzisstisch hochbesetzten Vorstellungen oder gar ein tätlicher Angriff bevorstünde, **tritt man doch mit einer „Äußerung“ aus dem Sein ins symbolische Handeln mit dem Wunsch nach Anerkennung durch den Anderen.**

Nur mit Worten, so „als ob“, einen Kampf um Anerkennung führen? Einen Kampf nur mit Worten, bei dem die benannten Dinge und Bedeutungen eben nur gesprochen und gehört, angenommen oder abgelehnt werden, um dann, trotz einer trennenden Auffassung zur Anerkennung des Anderen zu gelangen als Jemand, der trotz aller Differenzen sich als Subjekt gewagt hat.

In Hegels „Phänomenologie des Geistes“ findet sich die bekannte Parabel von der Herrschaft und Knechtschaft. Dabei geht es nicht nur um die Machtbeziehung der beiden, indem der Herr den Knecht für sich arbeiten lässt und dessen Früchte der Arbeit selbst genießt, sondern auch um einen Kampf um Anerkennung des Bewusstseins, seines Subjekt-Seins. Dadurch, dass der Herr die Arbeit des Knechts für sich beansprucht und dessen Arbeit und Mühe als dessen eigene nicht gelten lässt, erzwingt der Herr seine Anerkennung dadurch, dass er dem anderen die Anerkennung seines existentiellen Daseins verweigert bzw. ihn verneint. Der Herr gewinnt seine Anerkennung, indem er dem Anderen die Bedeutung für sich selbst abspricht und die seine als für beide gültig, feststellt. Der Knecht opfert sich selbst um die Beziehung zum Anderen zu erhalten. Um Dazuzugehören opfert er sein **„An und für sich“, Sein als ein Anerkanntes.**

In unserer klinischen Arbeit sehen wir manchmal Menschen, die, in der Absicht, sich Anerkennung zu verschaffen, dies gerade so versuchen, dass sie Andere verneinen. Das angestrebte Ziel, die Anerkennung, wird dann gerade dadurch verfehlt. Indem der Andere in seiner Subjekthaftigkeit verneint wird, gewinnt er allenfalls die Macht über ihn, aber nicht die Anerkennung von ihm.

Dazu ein klinisches Beispiel.

Herr A. kommt auf Empfehlung zum Erstgespräch in meine Praxis. Zuvor war er 3 Wochen in stationärer Behandlung wegen einer akuten depressiven Krise mit bestehender Suizidalität. In seiner Verzweiflung über seine selbst empfundene Einsamkeit und Isolation hatte er sich selbst an die Klinik gewandt. Hier beklagte vor allem ein „sich fremd fühlen“ und ein übermächtiges Bedürfnis nach Nähe und der Unfähigkeit, sich den anderen verständlich machen zu können. Dieser eigentlich sein ganzes Leben schon bestehender Zustand hatte sich jetzt in der Art gesteigert, dass er dies nicht mehr ertragen könnte und nahe daran war diesem Leben ein Ende zu setzen.

Zur Vorgeschichte erfahren wir, dass er als 13/ jähriger nach dem frühen Tod der Mutter in ein Waisenheim gesteckt wurde, nachdem sich der Vater unfähig fühlte, für ein zweites Kind zu sorgen. Die Mutter war in seiner Erinnerung zeitlebens unglücklich und mehrmals in stationärer psychiatrischer Behandlung wegen schwerer depressiver Zustände. Aus seiner Sicht rührten diese auch daher, dass sein Vater sich täglich mit der Schwiegermutter in einer Hassliebe lautstark stritt. Später habe sich daraus eine richtig bössartige Entzweiung entwickelt, die nur dadurch hätte behoben werden können, wenn der Vater mit seiner Familie aus dem großelterlichen Anwesen ausgezogen wären. Dies wollte der Vater aber nicht, weil er den Hof behalten wollte. Diese ewigen Streitereien konnte die Mutter kaum ertragen, sie wurde häufig krank und mehrfach stationär behandelt. Irgendwie fühlte er sich für die Mutter verantwortlich, gab sich Mühe, ihr keine Sorgen zu bereiten und versuchte, sie in ihrer Einsamkeit zu trösten. So empfand er auch ihre Abwesenheit als besonders schmerzlich, da er selbst nur sie hatte und er sehr unter ihre Abwesenheit litt. In solchen Zeiten habe er sich auf dem Dachboden in die Unterwäsche der Mutter eingewickelt, um sich ihr näher zu fühlen. Später, als Erwachsener, hätte er sich dann in ähnlichen Situationen von Einsamkeit in Frauenkleidern am Bahnhof unter Menschen begeben, um sich nicht so leer und verlassen vorzukommen.

Nach der mittleren Reife machte er zunächst eine Lehre zum Elektriker und arbeitete ein paar Jahre in diesem Beruf. Später, nach dem Abendabitur, abgeschlossenes Studium der Musikwissenschaften. Mehrere, gescheiterte Versuche, als frei angestellter Musiklehrer seinen Lebensunterhalt zu verdienen, besiegelten sein Berufsleben. Bis heute lebt er von der Sozialhilfe.

Gefragt nach seinen Beschwerden, bricht es förmlich aus ihm heraus, „sein ganzes Leben habe er versucht, mit Menschen in engen Kontakt zu kommen“, „so sehr er sich bemühe, sich anstrengt, alles habe er schon versucht-. immer erlebe er eine Abwendung der Anderen, habe den Eindruck, dass sich alle vor ihm zurückziehen, dass keiner es mit ihm zu tun haben wolle“. Es scheint ihm so, dass andere gar nicht verstünden, was er ihnen mitteilen wollte. Dabei gebe er sich so sehr Mühe, genau das zu sagen, was er anderen sagen wolle. Er sehne sich so, Anderen ganz nah zu sein, sie auch körperlich zu spüren.

Von sich selbst hat er das Bild eines totalen Versagers. Er sei immer gequält von Vorstellungen, dass er die Erwartungen anderer nicht erfüllen könne. Am schlimmsten aber die Vorstellung, bei Frauen völlig impotent zu sein. Hin und wieder sehe er im Alltag, so etwa in der Straßenbahn, eine Frau die ihm gefalle. Sofort wird ihm dann wie in einem Horrorfilm die Szene abgerufen, wie er mit dieser Frau in eine Situation geraten würde, in **der diese ihn erwartungsvoll anblickt und er sich beschämt eingestehen muss, dass er die Frau enttäuschen wird..** Dieses **Nichts-Perfekt-Können** bezieht er aber im Grunde auch auf alle Erwartungen Anderer, auch an sich selbst. Eigentlich sei alles, was er sich vornehme, zu Scheitern verurteilt. Wenn er versuche, etwas perfekt zu machen, darunter versteht er, „**zu seiner vollen Zufriedenheit**“ angefangen beim Aufräumen der Wohnung bis zum Masturbieren; nie kommt er zu einem vollkommen befriedigenden Ende. Wie er sich dazu später äußern wird: **Wenn ich perfekte Musik hören will, brauche ich nicht mehr an einem Stück wochenlang zu üben, ich lege einfach eine CD ein und freue mich daran, wie ich selbst eben Klavier spielen kann.**

Damals lebte er andauernd in einer quälenden Anspannung, die sich nur löste, wenn er jemand ganz nahe war. Dieses **Nah-Sein** führt er genauer aus: In seiner einzigen, länger dauernden Beziehung zu einer Frau sei er stundenlang so gelegen, seinen Kopf zwischen ihren Beinen, den Blick empor gerichtet auf ihre ihn anschauenden Augen; da hatte er das Gefühl, endlich ganz Er-Sein zu können. Seine Angst, beim Anderen nicht anzukommen, führt zu einer extremen Steigerung der appellativen Funktion seines Sprechens Er redet aufgeregt, lautstark, mit hoher Geschwindigkeit. Gehetzt, immer nach neuen Beispielen suchend. Zusätzlich schiebt er Erklärungen und Ergänzungen nach. Der Zuhörer, dem diese Eindrücke geradezu aufgedrängt werden, wird derart überschwemmt von seiner Wortfülle, dass er sich in einer Art Gegenbewegung reflexartig eher verschließt und zurücknimmt,

als sich ihm zu öffnen. Dazu fixiert Herr A die Zuhörer mit seinem Blick, und, begleitet von einer ausgreifenden Gestik mit den Armen, erzwingt er mit Greif- und Grabsch-Bewegungen seiner Hände eine fast körperliche Vereinnahmung. Als er dann wegen der angeordneten Corona-Maßnahmen in den Therapiestunden eine Maske tragen musste, klagte er, ... „jetzt hat man mich vollkommen abgeschnitten“ um sich dann mit anlaufender Brille, schwitzendem Gesicht, die Maske über seinem Gesicht unentwegt unter andauernden Hüsteln über der Nase hin- und herschiebend, weiter zu äußern.

Zu Beginn unserer Gespräche hielt er einen ununterbrochenen Monolog, indem er alle Bemerkungen oder Interventionen meinerseits zurückwies. Jeder noch so spärliche Kommentar wurde entweder überhört oder als nicht zutreffend zurückgewiesen. Mit Bemerkungen: Jetzt haben sie mich ganz draus gebracht, oder: „Wo war ich stehen geblieben“ zumeist aber nur verneinende Gesten, wie wenn er ausdrücken wollte: Sag mir nichts. - Oder er ließ mich mit einem verständnislosen Blick wissen, dass meine Kommentare einfach nicht erwünscht waren. Wir einigten uns dann, dass ich gegen Ende der Stunde noch ein paar Bemerkungen machen konnte – durfte, möchte man fast ergänzen.

Seine Art zu sprechen rief bei mir als Gegenreaktion eine heftige, manchmal schwer kontrollierbare Abgrenzungsbewegung hervor, die sich auf die mannigfaltigste Weise äußerte. Mal mehr körperlich als Impuls, mich zurückzuziehen, mal als aufkommendes Desinteresse und Konzentrationsstörung mit Anfällen von Müdigkeit und der Sorge, wirklich einzuschlafen. Einmal überfiel mich eine derart lähmende Müdigkeit, dass ich nicht sicher war, ob ich nicht wirklich eingedöst war. Ich hatte die Augen geschlossen und hörte, wie der Patient plötzlich langsamer und leiser sprach, schließlich ganz aufhörte zu sprechen. Beim Öffnen der Augen schaute er mich wie zufrieden und fast glücklich an. Ganz entspannt teilte er mir zwar mit, dass mich das wohl nicht interessierte, schien aber dennoch nicht enttäuscht. Er wirkte, wie wenn er etwas endlich ganz geschafft hätte. Mir kam die Phantasie, jetzt hat er mich in den Schlaf gesungen.

Im dritten Jahr der Behandlung berichtete er von einer Gerichtsverhandlung, bei der Herr A. als Kläger auftrat. Er hatte seinen Wohnungsnachbarn wegen dessen allabendlich stattfindendem, Ohren betäubendem Lärm, mit dem dieser Popmusik zu hören pflegte, angezeigt. Von der Ruhestörung und Schlafbeeinträchtigung abgesehen, wertete Herr A. dies auch als ganz persönlichen Angriff auf sich selbst, reagierte empört und steigerte sich zunehmend in eine Situation, bei der er sich richtiggehend verfolgt fühlte. Als er über den verhassten Nachbarn sprach, geriet er einmal derart in Erregung, dass er sich in seinem aggressiven Furor wie in den Übeltäter selbst verwandelte und zu mir sprach, als ob ich der Schuldige sei. Offensichtlich hatte er sich primärprozesshaft mit dem Nachbar derart identifiziert, dass er begonnen hatte, wie der Nachbar von sich selbst zu sprechen. Er hatte die Subjektposition gerade vertauscht. In der Darstellung des Anderen wurde er schließlich selbst der Andere, hatte dessen mögliche Gefühle projektiv selbst übernommen, sich selbst damit identifiziert und zu mir gesprochen wie mit seinem Spiegelbild. Bei dieser offensichtlichen Identitätsdiffusion musste ich separierend eingreifen mit einem Nein, indem ich ihn bei seinem Namen rief.

Eine Grenzen Setzung zwischen ihm und dem Nachbarn führte zu einer Beruhigung und dieses Erleben wurde zum Ausgangspunkt der weiteren Sitzungen. Im unbewussten Erleben konnte er nicht sicher unterscheiden zwischen Subjekt und Objekt. Eine emotionale Erschütterung führte im Unbewussten zu einer Identitätsdiffusion, die ihn ganz einnahm und er vom Platz des anderen, seines Spiegelbildes, zu agieren drohte. Indem er in dessen Haut schlüpfte, konnte er sich ausmalen was der Andere an Gemeinheiten gegen ihn plante. Er konnte langsam verstehen, - vielmehr wurde ihm bewusst -, dass er eigene Gefühle und die Vorstellung, vom anderen derart vermischt, dass er sich nur noch „wie der Nachbar fühlen konnte“. In den Folgestunden konnten wir darüber sprechen, dass es für ihn **nicht** so war „**wie der Nachbar**“ sondern **dass er selbst zum Nachbar wurde**. Dieses Erleben, sich wie der andere fühlen zu wollen bzw. was schließlich sagbar wurde, sein drängendes Begehren, mit dem anderen Eins zu sein, konnte nun in den Stunden zur Sprache kommen.

Was den Patienten nach der Gerichtsverhandlung, die ihn zwar in seinem Recht bestärkte, aber so enttäuscht hatte, war, dass es aus seiner Sicht den Richter überhaupt nicht interessiert hatte, **was er** alles erlebt und erduldet hatte. Bei der Verhandlung war in seiner Wahrnehmung hauptsächlich von der Hausordnung die Rede und ob der Beklagte diese eingehalten hätte. Der Richter hatte keinem der Streitpartner in seinem jeweiligen, subjektiven Empfinden Recht gegeben, hatte sich also keiner Sichtweise angeschlossen, sondern sich in seinem Urteil auf ein Regelwerk bezogen, eben dem Gesetz, das einen Rahmen definierte, in das sich Beide einordnen mussten. Bei diesem ersten bewussten Auftauchen des **Namen-des-Vaters** thematisierte der Patient seine Enttäuschung. Er hatte sich vorgestellt, dass der Richter **ihm** hätte Recht geben müssen, an seiner Seite stehen und seinem Anliegen folgen. War dies doch der eigentliche Grund, der ihn zu Gericht geführt hatte. Jetzt wurde das Urteil von ihm als belanglos empfunden, das im Grunde für ihn nichts geändert hatte. Er fühlte sich immer noch nicht abgesichert, einer Sicherheit, **die ihm nur eine Bestätigung seiner Empfindung durch das Gericht, eine Art angestrebte Verbindung mit dem Gericht**, seinen Sieg über den Nachbarn garantiert hätte.

Allmählich begann Herr A., mich zu imitieren. Zunächst in der Weise, dass er dieselben Kleidungsstücke zu tragen pflegte, er ließ sich die Haare schneiden und besorgte sich von Zizek eine Biographie über Lacan, aus der er zuweilen wie aus dem Evangelium zitierte. Einerseits schimpfte er darüber, dass das ja keiner verstehen könne, gleichzeitig bewies er ein derart feines Gespür für manche bei Zizek gefundene Zusammenhänge, die er als Eigenes in den Stunden äußerte, dass es für mich schwer war zu beurteilen, ob manches, was er sagte, mehr Imitation oder Identifikation war. So entwickelte sich ganz allmählich eine Situation, in der Herr A. **seine Einfälle äußern konnte, ohne fortwährend kontrollieren zu müssen, ob der Andere ihm nun zustimmt**, oder nur anerkennt was er sagte. und dieses Geäußerte für Deutungen oder Kommentare verwendet.

Da Herr A. über keinerlei Mittel verfügte, über die Kassenleistung hinaus die Therapie in Eigenleistung noch weiter zu führen, hatte ich zu Beginn und auch gegen Ende mehrmals darauf hingewiesen, dass bei 300 Stunden das absolute Ende der Kassenfinanzierung erreicht sei. Herr A. hatte dies immer ohne Kommentar hingenommen. Als dann aber die vorletzte Stunde gekommen war und ich ihm dies mitteilte, war Herr A. wie erstarrt, geriet dann aber in einen wortlosen Erregungszustand; er atmete tief, musste sich mit aller Kraft beherrschen, wirkte sehr gespannt und ich hatte die Phantasie, er könne jetzt alles kurz und klein schlagen, oder sonst irgendwie über sich die Kontrolle verlieren.

Nach einer ganzen Weile hatte sich Herr A. wieder beruhigt und nach einem längeren Schweigen versuchte ich vorsichtig zu fragen, was ihn gerade so beunruhigt hätte. Herr A. antwortete sofort, **„die ganze Zeit habe ich mir gewünscht, mit Ihnen auf der Couch zu liegen um Ihnen ganz nah zu sein.“** Er klagte dann darüber, das Ende käme völlig überraschend, abrupt, er könne damit nicht einverstanden sein, wisse nicht, was nun werden solle. Wir einigten uns, in der nächsten, dann letzten, Stunde darüber zu sprechen. In der nächsten Stunde dann, als er immer wieder darauf beharrte, es könne doch jetzt nicht „das Ende“ sein und da er völlig ratlos war, hatte ich angeboten, eine nochmalige Verlängerung bei der Kasse zu unterstützen; ich könne dies aber nicht entscheiden. Ich könne nur den Antrag unterstützen, die Entscheidung darüber hätte ich nicht, die liege ganz in den Händen des Gutachters und der Krankenkasse. Herr A. erlebte zum ersten Mal bewusst, dass der anderen ihm geben möchte was er begehrte, es ihm aber nicht geben konnte, weil er darüber selbst nicht verfügte und ihn deswegen an einen Dritten verwies, der über die Möglichkeit im Rahmen eines Gesetzes entscheidet.

Im weiteren Verlauf, - die Kasse, hatte noch einmal 60 Stunden genehmigt, - erzählte Herr A. einmal, dass er im Radio Lieder von Robert Schumann gehört hätte und beim Lied „Mondnacht“ (Joseph von Eichendorff „Es war als hätt der Himmel die Erde still geküsst...“) hätte ihn so ein komisches Gefühl erfasst. Er hatte gehört, wie zunächst nur ein Ton auf dem Klavier ein paar Mal angeschlagen wurde, danach gesellte sich ein zweiter Ton, im Abstand einer Sekunde, also ein Missklang-als Verschmelzung zweier Töne, in diesem Fall H und CIS. Das habe einen schneidenden Schmerz in ihm

ausgelöst bei dem er sich gedacht habe, **so**, mit diesem Erleben würde er sich gerne mit Anderen verbinden. **So** könnte er Nähe erleben. In dem Lied Mondnacht folgen dann mehrmals diese Wechsel: Klingender Ton H, Missklang als Sekunde und wieder Auflösung in eine Terz. Dieser Wechsel von schmerzhaft und wohliger war es, was ihn so berührte; **so** wollte er Nähe erleben. Immer wieder ein schneidender Schmerz, Erleiden und andere berühren. Es dämmerte ihm nun, er begriff langsam, dass er nur aus seiner Einsamkeit entkommen konnte, wenn er sich so anderen mitteilte. Ein Wechsel von Harmonie und schmerzhaftem Unterschied, ein Nein. Das war für ihn „wirklich“. schneidend, schmerzhaft. Wenig später, als Herr A. darüber klagte, dass er immer Angst hätte, sein neu erworbenes Wissen zu verlieren und er als Gegenbeispiel an Komponisten dachte, die über ganze Symphonien hinweg ein Grundthema im Gedächtnis behalten könnten, fragte ich ihn, - in dem ich ihm das bekannte Thema ( Largo 2.Satz) der 9.Symphonie von Dvorak „das immer wiederkehrt, vorsummt, -zurück, ..... ob er das vergessen könnte? In seinem anschließenden, langen Schweigen schien er sehr ergriffen, schließlich meinte er mit gebrochener Stimme, **natürlich nicht**. Und begann, aus seiner Kindheit zu erzählen wie er unter der Einsamkeit gelitten hätte, dass er niemand für sich gehabt habe, dass er sich um die kranke Mutter ängstigen musste, die für ihn unerreichbar war.

Damit möchte ich meinen Bericht abbrechen und auf meine Ausgangsfrage zurückkommen: Was bewegt Herrn A zeitlebens, Anderen in seiner Angst vor Vergeblichkeit seine Vorstellungen geradezu aufzudrängen? Er sagt uns, dass er nicht verstanden wird. Bemüht sich nach Kräften, den anderen davon zu überzeugen, wie er verstanden werden will. Im Grunde genommen denkt er, dass der Andere ihn verstehen, anerkennen müsse, wenn er nur die richtigen Worte findet. Es an ihm liegt, sich **nicht so präsentiert zu haben**, dass der“ Andere es aufnimmt und zustimmt“. Er klebt an seiner Vorstellung, der Andere könne gar nicht anders als „**es gut zu finden**“ wenn er „**es**“ nur richtig macht. **Für ihn ist Zustimmung und Anerkennen und Gutfinden, identisch**. Daher auch die Angst, Andere könnten seine Äußerung nicht teilen, die für ihn einem Ausschluss und Trennung gleichkommt. In vielen Träumen wiederholte sich das doppeldeutige Motiv, nicht in den Uterus, in die Mutter zurückzukönnen.

Wir hingegen verstehen nicht, warum er uns so bedrängt. Er begehrt in einer Art und Weise, dass er es mit Macht und Gewalt bekommen müsse; kann nicht ertragen, dass Andere ihn nicht wollen könnten, aber ihm so, wie er sich äußert, Glauben schenken und anerkennen. Ihn als für sich selbst anerkennen. Er hat keine Vorstellung von einem Anderen, der ihm ein Nein sagt. Ein Nein, das ihn nicht zerstören will aber sein subjektives Recht beschneidet. Ihn somit von seinem Anspruch erlöst, Anderen zu gefallen.

Der Ton macht die Musik, sagt man. Das Imaginäre bei Herrn A. dominiert für ihn über die Umstände. Er merkt scheinbar nicht, was er beim anderen bewirkt. Er hat kein Gefühl, wie der andere die Botschaft aufnehmen könnte. Er ist von seiner Vorstellung wie verhext, kann den anderen unter Umständen gar nicht wahrnehmen, im Wort/wörtlichen Sinn. In seiner Welt geht es um Vorstellungen, um unterschiedliche Vorstellungen, die keiner aufgeben möchte. Ein Kampf um eigene, subjektive Bilder und Bedeutungen, die unterschiedlich sind und bei denen jeder um die scheinbar rechtmäßige Existenz seiner Vorstellung kämpft, ja sogar sich vernichtet fühlt, wenn der Andere nicht zustimmt, wenn seine Vorstellung vom Anderen nicht anerkannt werden. Letztlich kann allenfalls nur einer Recht haben, siegen, sich als Herr erweisen. Jenseits des Vorstellungsinhalts wird diese Beziehung als Kampfplatz verwendet, bei dem zwei oder mehr Personen antreten, um sich zu behaupten und den Anderen klein zu machen, zu vernichten. Es soll nur einer als Sieger zurückbleiben, überleben, Recht haben. Zwei Kampfparteien, die den Anderen in ihrer Subjektivität zerstören, auslöschen wollen.

(1905). Freud definiert die Perversion als jene Form sexuellen Verhaltens, das von der Norm des heterosexuellen Geschlechtsverkehrs abweicht und die **Art ihrer Abwehrtechnik, Verleugnung**. Doch

diese Definition wird von Freud eigener Begrifflichkeit des perversen Charakters jeder menschlichen Sexualität in Frage gestellt, die durch das Fehlen einer vorgegebenen, natürlichen Ordnung charakterisiert ist. Tatsächlich befindet sich die Perversion im Zentrum der menschlichen Sexualität, da wir unser Leben auf „polymorph-perverse“ Art beginnen – d.h. als Wesen, die nach Lust trachten und die nichts von höheren Zwecken oder angemessenen Objekten oder Öffnungen wissen - und während unseres ganzen Lebens weiterhin nach Formen der Lust um der Lust willen streben, die sich von jenen unterscheiden, die für die Reproduktion unerlässlich sind. Dabei bezog sich seine Definition zunächst noch auf die Vorstellung, welche in den jeweiligen Akten zur Darstellung kommen.

Wenn Freud von Verleugnung als Abwehrtechnik spricht, so nimmt er an, dass die Kastration akzeptiert worden ist ,d.h. die Mutter hat keinen Penis, dies ist aber ins Unbewusste verdrängt und gleichzeitig bleibt die narzisstische Vorstellung im Bewusstsein bestehen, die den Mangel verleugnet. Den Phallus narzisstisch hoch besetzt, sich gleichsam an die Stelle des Phallus setzt. Man könnte übersetzen: Die Mutter hat ihn nicht, „und meinen (mich) will sie nicht“ übersetzt der Perverse in, „und meinen (Mich) muss sie aber wollen“.

Lacan überwindet diesen theoretischen Engpass Freuds, indem er die Perversion nicht als eine Verhaltensform, sondern als eine klinische Struktur, zwischen Psychose und Neurose definiert. Demnach treten wir in die Welt ein, um uns als Partialobjekt dem Begehren des anderen (der Mutter) darzubieten (L II/116) und hoffen, das Objekt für das Begehren des Anderen zu sein, bzw. das Begehren des Anderen zu gewinnen. Gestützt auf das Sprachbad in der Umgebung tritt eine Entfremdung, Alienation, von der Mutter derart ein, dass sich das Kind über eine Art Aufspaltung einerseits vom Körper der Mutter ablöst und andererseits eine Spannung zwischen dem abgelösten und der Mutter bestehen bleibt, das Objekt a., fortan der Ursprung des Begehrens. Bei D.W. Winnicott erfolgt dieser Ablöseschritt über ein „Übergangsobjekt“. Ein Spielzeug, Bettzipfel oder auch ein Laut, jedenfalls etwa physisch Vorhandenes, vertritt vorübergehend die Mutter. Ein materielles Objekt, über das die Kinder kreativ verfügen können, und das sowohl der Außenwelt der Mutter als auch der Innenwelt des Kindes angehört und unzerstörbar ist.

Bei Lacan ist das Objekt des Begehrens der Mutter, der Phallus, Symbol ihres Begehrens, Ort ihres Mangels. Hätte die Mutter keinen Mangel, wäre zu ihr eine Beziehung gar nicht möglich, da ihr etwas fehlen muss, um mit ihr in Beziehung zu treten. Eine mangellose, narzisstische Mutter wäre eine beziehungslose Mutter. Ihr Kind hätte dann für sie keine Bedeutung. Dies ist das Dilemma dieser Abwehr: Kommt das Kind an den Platz des Phallus, so verliert es sein eigenes Bild und wird zum Wunschbild der Mutter oder es ist nicht dort, dann versinkt es im Nichts. Tritt das Kind in der ödipalen Entwicklung in die Separation ein, so kommt es zu einer Identifikation mit diesem zunächst imaginär fehlenden Anderen, im Allgemeinen dem Vater, zunächst in einer idealisierenden Identifikation. Sein wie der Vater. So verstärkt sich nochmals der Narzissmus des Kindes, um dann von dieser Identifikation aus die Mutter wie der Vater zu begehren. Aus dem Sein, einer imaginären Identifikation, **sein wie er**, wird dann ein Agieren, **handeln wie er**, begehren wie der Vater, also eine symbolische Identifikation, in dem nun das Kind die Frau wie der Vater begehren kann. Im Handeln wie der Vater, als symbolische Umarbeitung, wird dann das Inzestverbot in der Weise umgangen, dass der Vater ja der einzige ist, der das Inzestverbot des Kindes bricht, - weil es ja bei ihm bei dieser Frau nicht um seine eigene Mutter handelt-, und sich die Identifikation nunmehr auf ein symbolisches Geschehen bezieht nach dem Muster, eine Frau begehren wie der Vater, die nicht die Mutter ist. Durch diesen Akt wird die imaginäre Identifikation durch die symbolische ersetzt. Es erfolgt eine Überschreibung des Imaginären zum Symbolischen.

Um es nochmals anders zu formulieren: Im Moment der symbolischen Umschrift wird nicht nur das Objekt gewechselt sondern die Beziehung wandelt sich von der imaginären Identifikation (der Mutter gefallen) zur symbolischen Position (wie der Vater begehren).

Die ganze Frage der Perversion besteht darin zu begreifen, sagt Lacan, wie das Kind in seiner Beziehung zur Mutter sich mit dem imaginären Objekt dieses Begehrens identifiziert ( L II/87). In der

Separation wird mithilfe des dritten Mediums, dem symbolischen Vater, eine Abgrenzung vom primären Objekt vollzogen, **wobei sich die Abgrenzung vor allem auch auf das, das Subjekt vernichtende Begehren selbst bezieht.**

Herr A. wähnte sich in der Position des Phallus, er will dem Anderen geben, was ihm fehlt. So ist sein Begehren ewig zwiespältig. Subjektiv stellt er sich vor, dass seine Gabe dem Anderen fehlen müsse, und merkt nicht, dass er dem Anderen das zufügt, das ihn selbst vernichten würde. Er versteht nicht, dass dem Anderen etwas anderes fehlen könnte. Dazu müsste er ihn hören können, ihn hören, vernehmen, was ja bedeuten würde, sich als „an etwas Mangelndem“ erkennen zu geben. **So** kann erst der Dialog, ein Austausch entstehen, in dem beide etwas von sich mitteilen und sich anerkennen.

Mich hatte Herr A. so zunächst besetzt, dass er mit mir weitgehend machen konnte, was er wollte. Weitgehend deshalb, weil ohne mein Verbot, ohne Grenzsetzung, am Ende der Stunde auch noch zu Wort zu kommen, eine inzestuöse Phantasie (des Alles) entstanden wäre was eine Arbeit unmöglich gemacht hätte. So konnte Herr A. lange Zeit im Verborgenen seine Wünsche realisieren, symbiotisch mit mir vereint zu sein. Dabei gab es mehrmals Übergänge von Innen (Phantasie) und Außen (Verwörterung). Mit der Zeit übernahm die Musik diese Funktion, mit der wir beide zu spielen begannen.

Gegen Ende der Arbeit berichtete Herr A.: Beim Vorbeigehen am Haus seiner Nachbarin drang Musik aus ihrer Wohnung und er dachte daran, wie ihm diese Frau immer schon gefallen habe. Zunehmend entwickelte er die Vorstellung, wie wichtig er für diese Frau sein könnte. Wie er ihr in Konzerten Musik erklären könne, wie er Ausflüge mit ihr unternehmen würde an Orte, die bestimmt diese Frau interessieren würden. Für ihn schien es nur die Frage zu sein, wie er sein „Potential“ zu ihr rüberbrächte. Die Formulierung, die er quasi schon im Eingangsgespräch gebraucht hatte, konnte er jetzt verstehen. Für ihn ging es darum, **dass wenn er es schaffen würde, sich mitzuteilen, dass er dann keine Angst haben müsste, abgelehnt zu werden**. Hier wird der Grundlegende Strukturmangel deutlich: Wenn sich das Subjekt dem Objekt zeigt, muss es das werden, was dem Anderen fehlt. Ein Nein, oder etwas anderes, hat da keine Platz. Ein Nein wäre eine Verweigerung der existenziellen Anerkennung, unerträglich, vernichtend.

Diese strukturbedingte Annahme war es, die sein Leben mit Anderen bestimmte. Die Vorstellung, nämlich, wenn es ihm gelingt, sich mitzuteilen wie er sich sieht, dann bräuchte er keine Angst zu haben, nichts zu gelten. Von Stunde zu Stunde nahm aber seine Unruhe zu. Je mehr er erregt wurde von der Vorstellung, an sein Ziel zu kommen, desto mehr hatte er die Tendenz, neben seiner Idealisierung die Frau schlecht zu machen. Plötzlich redete er von einer Narzisstin, die in sich hineinschaut anstatt sich ihm zuzuwenden, ihrer „Kontaktunfähigkeit“ die er bei ihr vermutete, da sie ja allein lebte. Diesen Versuch, den anderen als sein „Liebesobjekt“ zu vernichten konnte er nun als sein Versuch verstehen, sein eigenes Überleben ohne Anerkennung des anderen zu organisieren. Indem wir sehen konnten, wie er selbst sich dieser Abwehr bedient, **den anderen zu idealisieren oder ihn zu nichten**, konnte der unbewusste Inzestwunsch bearbeitet werden. Ganz oder gar nicht. Ganz verschmelzen oder keinen Kontakt. Beides kommt einer seelischen Vernichtung gleich. Langsam dämmerte es ihm, dass er als Subjekt nur existieren kann, wenn er akzeptiert, dass er niemals ganz der sein kann, der dem anderen fehlt, dass er immer den Mangel an sich, beim anderen ertragen muss. Dass die Differenz zwischen den Menschen sein muss um für den anderen zu existieren.

Verstanden werden zu können ist also nur möglich, wenn dabei das Subjekt und die Differenz nicht verloren geht. Auf welcher Ebene man immer auch Beziehung des Zusammenlebens, zusammen Arbeitens und zusammen Liebens versteht: Es kann nur eine Beteiligung beider am Prozess geben, wenn die Subjektpositionen anerkannt werden. Vielleicht müssen diese nicht immer ausgesprochen werden; werden sie aber nicht respektiert, anerkannt, sondern verleugnet, führt dies zu einer Pervertierung der Beziehung. Diese ist zwar nicht weniger heftig oder intensiv, aber immer destruktiv.

Jaques Lacan: Schriften II. Walter-Verlag AG Olten 1975. Übersetzung Norbert Haas, Samuel Weber et.al.  
Aus „Ecrits“ Paris 1966. Editions du Seuil, Paris 1966.